

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 22

11. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. November 1947

INHALT: Unsere katholische Universität: Universität und Weltanschauung — Freiheit der Wissenschaft — Widerspruch oder Harmonie von Glauben und Wissen? — Ergebnisse katholischer Universitäten: Löwen-Fribourg — Die Broschüre v. Dr. E. Haessler. Der Film in der Nachkriegszeit: Form oder Gehalt? — In Amerika — Italien — Frankreich.

Frankreichs Krisen als europäische Krisen: Frankreich und die Weltprobleme — Die Staatskrise — Die Parlamentskrise — Die Wirtschaftskrise — Vernunft und Glaube.

Eine innerprotestantische Auseinandersetzung: Die Frage der Toleranz — Die Frage des «Apostolikum».

Ex Urbe et Orbe: Befürchtungen und Hoffnungen. — Der Briefwechsel Trumans und Pius XII: Uebereinstimmung in der Beurteilung der Situation — Uebereinstimmung im konkreten Programm.

Unsere katholische Universität

(Zum kath. Universitätssonntag)

I.

Unsere Universität hat eine weltanschauliche Grundlage — eben durch die Tatsache, dass sie eine katholische Universität ist. Und zwar ist sie katholisch nicht nur in negativem Sinne, das heisst, dass in ihr nichts Falsches über unsern Glauben gelehrt wird (was anderwärts nur zu häufig vorkommt) und niemand, nur weil er Katholik ist, von vornherein disqualifiziert erscheint, sondern vor allem in positivem weltanschaulichem Sinne. Ihr Tun, Forschen und Lehren wird klar und eindeutig als ein Dienst Gottes aufgefasst, und die Grundsätze ihrer Lehre sind unsere katholischen Glaubensgrundsätze.

Wir haben dies oft und klar genug zum Ausdruck gebracht. Aber es mag nützlich sein, dies zu wiederholen: die katholische Universität ist kein Chaos sich widersprechender Weltanschauungen und Philosophien. Sie ist eine organische Geistesinheit. Darin fühlt sie sich manchen nichtkatholischen Schwesteruniversitäten nicht nur nicht unterlegen, sondern vielmehr überlegen. Sie weiss, was sie glaubt und sagt es klar. Sie bildet eine harmonische Arbeitsgemeinschaft mit scharf bestimmtem Ziel. Das heisst freilich nicht, dass eine katholische Universität ohne Spannungen und innere Auseinandersetzungen lebt. Wie Jaspers dies glänzend ausführte, ist eine gewisse innere Spannung die unerlässliche Voraussetzung für das Leben einer Universität. Auch unsere Universität ringt mit Problemen. Aber allen Problemen liegt hier eine gemeinsame weltanschauliche Stellungnahme zugrunde: der Glaube unserer Väter, der Glaube Augustins und Thomas', Voltas und Pasteurs, der Millionen Menschen, die die katholische Weltgemeinschaft von heute bilden. Zu diesem Glauben bekennt sich die katholische Universität offen und mit Stolz.

Dank dieser gemeinsamen Glaubensgrundlage ist unsere Universität aber nicht nur vielen anderen Universitäten an innerer Einheit weit überlegen, sondern besitzt sie auch eine viel nüanciertere Auffassung der Wissenschaft als manche andere Universität. Belehrt durch die mächtige Tradition des katholischen Denkens, hat sie eine analoge Auffassung des Wissens. Die Positi-

visten anerkennen nur ihre sogenannte 'Einheitswissenschaft', nach welcher verstehende Geisteswissenschaften und Philosophie im klassischen Sinne lediglich Missverständnisse sind; sie reduzieren den Wissenschaftsbegriff auf den Begriff der Naturwissenschaft. Manche Idealisten, wie Benedetto Croce, wollen im Gegenteil die Naturwissenschaft nicht als Wissenschaft gelten lassen. Die Ungläubigen leugnen, dass es eine theologische Wissenschaft gibt. Wir aber wissen, dass das Wort 'Wissenschaft' einen analogen Sinn hat: Theologie, Philosophie, Geisteswissenschaften, Naturwissenschaft, technisches Wissen, sie alle sind für uns Wissenschaften, sofern sie mit streng rationalen Methoden arbeiten und die reine Erforschung der Wahrheit sich zum Ziele setzen. Unter diesem Gesichtspunkt besteht in einer katholischen Universität kein Unterschied zwischen den Fakultäten: sie suchen alle die Wahrheit, nur die Wahrheit, und suchen sie mit rationalen Methoden.

II.

Sie suchen diese Wahrheit in vollständiger Freiheit des Geistes. Diesbezüglich herrschen nicht nur unter den Ungläubigen, sondern leider oft auch in unsern eigenen Kreisen allzu viele Missverständnisse. Sind nach unserer Auffassung nicht die andern Wissenschaften ancillae theologiae? Und besteht bei uns nicht eine lähmende Bindung an das Dogma? Kann überhaupt von einer freien Wissenschaft an einer katholischen Universität die Rede sein?

Wir antworten: ja. Die Freiheit des Forschens und Lehrens ist in der katholischen Universität nicht geringer als anderswo. Und zwar aus folgenden Gründen.

Um mit dem berühmten und berüchtigten Bild von der ancilla zu beginnen: zu diesem Spruch bekennt sich mit Thomas von Aquin und in seinem Sinne die katholische Universität. Der Sinn dieses Bildes aber ist der: alle andern Wissenschaften sind Hilfswissenschaften der Gotteswissenschaft. Damit ist nicht gesagt, dass sie keine andern Funktionen hätten. Vielmehr behaupten wir von jeher mit dem hl. Thomas, dass in allen Gebieten des

Wissens die Wahrheit das Ziel ist. Aber unter den Wissenschaften ist für einen Katholiken die erhabenste Wissenschaft die Theologie. Eines der Ziele der katholischen Universität ist, eine Arbeitsgemeinschaft zu bilden, in welcher die Gotteswissenschaft von Gelehrten auch auf andern Gebieten als dem eigentlich theologischen gestützt wird. Darin sehen wir keine Erniedrigung der andern Wissenschaften. Kein Mathematiker wird sich beschämt fühlen durch die Tatsache, dass seine Wissenschaft auch eine Hilfswissenschaft der Kristallographie oder der Optik ist. Um so weniger wird er seinem Kollegen aus der theologischen Fakultät Ratschläge und Hilfe verweigern, wenn dieser sie braucht. Die andern Wissenschaften sind uns Hilfswissenschaften der Theologie. Gewiss haben sie auch ihre eigene Aufgabe. Aber dass sie darüber hinaus ancillae der Theologie sind, an dieser Auffassung halten wir in schlichtem katholischem Sinne fest. Es ist viel Unfug mit diesem Bilde getrieben worden. Wir haben das Recht, zu verlangen, dass dies einmal aufhört.

Zweitens behaupten wir die Freiheit des Forschens und Lehrens. Zwar nicht in dem Sinne, dass alles, was einem gerade einfällt, schon als absolute Wahrheit zu gelten habe. Eine solche Freiheit ist sinnwidrig und existiert nirgends. Ueberall herrschen weitgehende, obwohl gewöhnlich nicht klar ausgesprochene weltanschauliche Bindungen. Der Unterschied zwischen uns und den andern liegt bloss in der zweifachen Tatsache, dass unsere bindenden Prinzipien keine von Menschen erdachte Philosophien, sondern Glaubenssätze sind, und dass wir diese Prinzipien klar zur Geltung bringen, was viele andere nie tun.

Betrachten wir das Problem der Freiheit unserer Universität näher und im Konkreten, so stellt sich noch mehr heraus, nämlich, dass die Freiheit des katholischen Forschers viel weiter geht, als man zunächst vermuten könnte. Greifen wir zum Beispiel die Naturwissenschaften heraus. Bei dem heutigen Stand der Methodologie kommt ein Widerspruch zwischen ihnen und dem Glauben überhaupt nicht in Frage. Er ist grundsätzlich ausgeschlossen durch die einfache Tatsache, dass die Naturwissenschaft auf Grund ihrer eigenen methodischen Grundsätze keinen Anspruch auf absolute Geltung ihrer Sätze erhebt: ihre allgemeinen Theorien sind nur wahrscheinliche Sätze, von welchen man aus Erfahrung und durch logische Analyse weiss, dass sie sich im Laufe der Zeit ändern müssen. Ein Widerspruch zwischen solchen Sätzen (und sie allein kommen hier in Frage) und dem Glauben wird also nie ein echter Widerspruch sein. Wenn es zum Widerspruch kommt, so nicht zu einem solchen zwischen dem Glauben und der Naturwissenschaft, sondern zwischen dem Glauben und einer dilettantischen Philosophie, die sich eine naturwissenschaftliche Würde zu geben sucht. Schon aus diesem Grund braucht ein katholischer Forscher in keiner Weise um seine Freiheit besorgt zu sein, er hat sie ja in vollem Masse.

Diese Freiheit ist aber bei uns noch tiefer begründet. Kraft unseres Glaubens wissen wir, dass überhaupt ein Widerspruch zwischen echtem Glauben und echten Ergebnissen der Wissenschaft nicht möglich ist. Denn die Wissenschaft erforscht die wahre Welt, und der Glaube gründet auf der Offenbarung des allwissenden und wahrhaftigen Gottes. Ein Widerspruch zwischen beiden ist demnach ein Widersinn. Unser Glaube fordert geradezu, dass der Forscher sich möglichst tief, möglichst genau und frei in die Natur vertiefe, denn das ist der einzige Weg zu der Harmonie, an die wir glauben, und die wir anstreben. Nur ein Halbgläubiger oder Halbkatholik könnte hier zweifeln.

Wie steht es aber mit der Philosophie, die ja absolute Sätze aufstellt? Wenn auch nicht im methodischen Prin-

zip, besteht doch auch hier die Unmöglichkeit eines echten Widerspruchs. Tatsächlich gibt es wohl viele dem Glauben widersprechende philosophische Systeme. Aber sie sind alle weltanschaulich bedingt, und zwar nicht weniger, sondern meist viel mehr als unsere Philosophie. Wir sind jedenfalls durch eine lange Tradition im scharfen Unterscheiden zwischen Wissen und Glauben geschult, sie hingegen unterscheiden hier meist viel weniger klar. Die rationalen Argumente, die sie gegen uns vorbringen, können leicht aus dem reichen Schatz der zeitgenössischen Philosophie, und zwar auch der Philosophie der Nichtkatholiken, widerlegt werden. In der Tat widersprechen sich die Vertreter der einzelnen Richtungen viel mehr, als sie uns widersprechen. Und wenn sie sich auf mehr oder weniger «existentielle» Erfahrungen, auf Intuitionen und dergleichen berufen, haben ihre Ausführungen keine zwingende Kraft: einer Intuition lässt sich eine andere entgegenstellen.

Trotzdem gestehen wir gerne und offen, dass unser Glaube unser Forschen und Lehren beeinflusst. Dabei handelt es sich aber nicht (ausser in der Theologie) um einen systematischen Einfluss, *ex parte objecti*, denn eine objektiv «christliche» Philosophie und Wissenschaft lehnen wir entschieden ab. Der Einfluss ist subjektiv, er ergibt sich daraus, dass der katholische Forscher und Lehrer Katholik ist, dass er an den transzendenten Sinn der Weltgeschichte und an Gott glaubt. Es wäre lächerlich, dies zu bestreiten. Aber anderseits müssen sich die nichtkatholischen Denker, besonders heute, nach Dilthey und den Ergebnissen der neueren Wissenssoziologie, bewusst sein, dass für sie grundsätzlich das Gleiche gilt: es gibt keine menschliche Tätigkeit, die durch die Grundeinstellung des Menschen nicht bedingt wäre. Die Behauptung, wir allein seien durch unseren Glauben beeinflusst, ist ganz hinfällig. Die «freisinnigen» Professoren sind nicht weniger als wir weltanschaulich gebunden.

Dass uns aus dieser Gebundenheit zuweilen ein Vorwurf gemacht wird, ist ganz unverständlich. Sollten denn die andern ein Monopol für die wahre Weltanschauung besitzen? Wenn ja: weshalb? Wenn ein: mit welchem Recht soll uns untersagt sein, was ihnen erlaubt ist? Auf welches Kriterium wollen sich unsere Gegner bei der Beurteilung unserer Prinzipien berufen? Auf die Philosophie? Sie ist doch ein Chaos sich widersprechender Richtungen. Auf die strenge Wissenschaft? Sie ist anerkanntermassen nicht imstande, über weltanschauliche Fragen zu entscheiden. Auf ihre eigenen Glaubenssätze? Mit demselben Recht könnten wir dasselbe ihnen gegenüber tun. Wer der katholischen Universität die Existenzberechtigung abspricht, der beweist nur eines: nämlich dass er ein bornierter Anhänger einer absterbenden «wissenschaftlichen» Sekte ist, dass er kein Verständnis für die Freiheit des Geistes hat und keine Kenntnis dessen, was nach vielen dunklen Jahrzehnten endlich das neuzeitliche Denken uns gebracht hat.

III.

Wir stehen mit um so grösserer Sicherheit zu unseren Prinzipien und sind um so stolzer, eine katholische Universität zu besitzen, als diese sich in der Feuerprobe des Forschens und Lehrens bewährt hat. Von der materiellen Macht der andern beeindruckt, neigen wir zuweilen dazu, die Ergebnisse auf unserer Seite zu unterschätzen. Es sei denn zuerst einmal an die Lage erinnert: In den wichtigsten Ländern der Welt begannen sich Kräfte zusammenzuschliessen, um aus der jahrhundertlangen Krise einen neuen Weg zu finden. Sie bilden eine kleine, finanziell äusserst schwache Gruppe. Nachdem sie die meisten

Gebildeten verloren hatte, beginnt unsere Glaubensgemeinschaft ihre Universitäten wieder zu öffnen, die sich nun mit unglaublich armen Mitteln in der feindlichen Atmosphäre der — schon sterbenden, aber noch genug boshaften — positivistischen Zeit durchsetzen müssen. Wie erstaunlich gross und ernst erscheinen ihre Ergebnisse! Auf allen Gebieten des Wissens treten Katholiken bald unter den Führenden hervor. Niemand kann diese Tatsache mehr bestreiten. Es ist in der Tat unmöglich, einen Physiker wie de Broglie, Philosophen wie Marcel und Maritain, Historiker wie Gilson und Grabmann, Ethnologen wie Schmidt zu übersehen. Das sind nur einige zufällig gewählte Namen. Die Tatsache, dass die Katholiken über eine lange Reihe von führenden Forschern auf allen Gebieten verfügen, braucht nicht mehr bewiesen zu werden, sie ist evident.

Indessen sei doch noch etwas auf das Werk unserer organisierten Studienzentren hingewiesen. Da es fast unübersehbar ist, heben wir nur eine einzige katholische Universität hervor, die Löwener Universität. Es wird allgemein anerkannt, dass es wenige Hochschulen gibt, die eine so fruchtbare und bedeutende Tätigkeit aufzuweisen haben. Und zwar in allen ihren Fakultäten. Wir weisen nur auf einige ihrer Leistungen: die Philosophische Revue, die an Vollständigkeit der Information und Gründlichkeit des Wissens unübertroffen ist, auf die Historische Zeitschrift, die wenige ihresgleichen in der Welt besitzt, auf das experimental-psychologische Institut. Die Löwener Orientalisten, die Vertreter der mathematischen Logik und Philosophie der Gegenwart spielen eine führende Rolle in der heutigen Wissenschaft.

Das ist also die tatsächliche Lage. Wir wissen nicht nur, dass unsere Prinzipien solid sind, sondern auch, dass sie sich in der Praxis glänzend bewährt haben. Die katholische Universität hat gezeigt, dass sie in vollem Masse leistungsfähig ist.

IV.

In diesen Zusammenhängen werden die Schweizer natürlich an ihre katholische Landesuniversität denken. Und sie können dies mit Stolz und Befriedigung tun. Gewiss ist diese Universität materiell eine kleine Anstalt. Durch das Wunder der Opferwilligkeit eines ganz kleinen Volkes — der 180,000 Freiburger — geschaffen und unterhalten, hat sie weder die technischen Anlagen noch die finanziellen Möglichkeiten, über die viele andere Hochschulen verfügen. Sie ist, vom finanziellen Standpunkt aus gesehen, eine der ärmsten Universitäten der Welt. Und doch ist Freiburg durch seine Universität zu einem Zentrum geworden und hat die ganze Schweiz damit eine glänzende Leistung aufzuweisen. Bedenkt man die Mittel, die zur Verfügung standen, so kann man über die Leistungen dieser Universität nur staunen. Sie hat unter ihren Dozenten eine ganze Reihe von europäischen Grössen. Da ist Mandonnet, einer der Bahnbrecher der Geschichte des mittelalterlichen Denkens, das Botanische Institut unter Führung Ursprungs, da ist Steffens lat. Palaeographie, das bedeutsame Geschichtswerk Schnürers, da sind die berühmten Theologen Del Prado, Prümmer, Ramirez, da ist das prähistorisch-ethnologische Werk von Obermaier und Schmidt, das gründliche philosophische Werk Mansers, der europäische Ruf de Munnyncks. Und dazu kommt die zu wenig bekannte Tatsache, dass diese Universität zahlreiche Staatsmänner des Landes ausgebildet hat. All dies erlaubt uns, guten Gewissens zu sagen, dass die schweizerische katholische Universität trotz ihrer überaus schwierigen Lage sich um die Wissenschaft und um die Schweiz wohl verdient gemacht hat.

Und es ist gut, dass dem so ist. Die heutige Krise, die

vielleicht in kurzer Zeit dazu führen wird, dass die Weltgemeinschaft der Katholiken allein noch in den Trümmern gegen die Macht der Barbarei steht, verlangt dringend nach Besinnung auf unsere geistigen Grundlagen, nach klarer Wahrung unserer Grundsätze und ihrer ersten Anwendung auf die Gesamtheit unseres Lebens und Tuns. Die katholische Universität bildet eines der wichtigsten Zentren dieser Arbeit von fundamentaler Bedeutung. Unberührt in ihren Prinzipien, sicher, das leisten zu können, was Glaube und Wissenschaft von ihr verlangen, rechnet sie mit Vertrauen auf das Verständnis und die Mithilfe all derer, die sich mit ihr zu Gott, zur Wahrheit und Freiheit bekennen.

V.

Dass es immer noch notwendig ist, an diese Tatsachen und Grundsätze zu erinnern, beweist die Broschüre des Basler Gymnasiallehrers Dr. E. Hänssler «Die grosse Gewissensfrage an unsere katholische Landesuniversität». Gestützt auf eine lange Analyse des thomistischen Analogieverfahrens und der aktuellen Lage der Freiburger Universität, behauptet der Verfasser, dass eine katholische Universität keine «richtige» Wissenschaft treiben könne. Allein schon im Dasein einer solchen Universität sieht er eine Gefahr für die Wissenschaft. Im Grunde laufen alle seine Ausführungen auf den schlichten Satz hinaus: ich fasse die Wissenschaft so und so auf, die Katholiken, die sie anders auffassen, dürfen also keine Wissenschaft treiben. Er kann zwar nicht leugnen, dass die Ergebnisse der katholischen Forscher, von einem neutral wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, bedeutend sind, aber die Grundsätze gefallen ihm nicht. Es handelt sich also um eine typisch einseitig sture Einstellung, die keine andere als die eigene Weltanschauung duldet. Zum Tatsachen- und Analogiematerial sei nur das folgende gesagt: 1. Die innere Lage der Freiburger Universität ist offensichtlich dem Herrn Hänssler ganz unbekannt, der diesbezügliche Teil der Broschüre hat die interessierten Dozenten reichlich amüsiert. 2. Mit einer so mangelhaften Kenntnis der Analogiefrage wie der seinen könnte ein Theologiestudent der Freiburger Universität die erste Semesterprüfung nicht bestehen. 3. Ebenso unzulänglich ist sein Verständnis mancher anderer Sätze. Die Ausführungen über die *an-cilla* und die *subordinatio* sind durchaus irreführend. So haben wir die Sache nie verstanden. 4. Was des Verfassers allgemeine Kenntnis der Logik und neuzeitlichen Philosophie — im Namen welcher er ja spricht — betrifft, so muss ich leider sagen, dass ich eine solche Anhäufung von Missverständnissen, falschen Auffassungen und Deduktionen, eine derartige Naivität überhaupt noch nicht angetroffen habe.¹⁾

Herrn Hänsslers Broschüre ist aber unter einem andern Gesichtspunkt von Belang: sie zeigt nämlich, dass der wissenschafts-sektiererische Geist des 19. Jahrhunderts, obwohl an den Universitäten meistens glücklich überwunden, in den breiten Massen noch allzu lebendig ist. Herr Dr. Hänssler ist ein Vertreter dieses Geistes. Seine Broschüre, vom Standpunkt der Wissenschaft ganz unbedeutend, erscheint als ein gewichtiges soziales Phänomen. Die Gefahr ist noch nicht gebannt. Im Denken der nicht-katholischen Massen hat sich der loyale Freiheitsgedanke noch nicht durchgesetzt. Um so wichtiger ist es, dass wir uns selbst unseres Standpunktes klar bewusst sind und ihn auch den andern Menschen guten Willens erklären.

· I. M. Bocheński O. P.

1) Würde Herr Dr. Hänssler darauf Wert legen, bin ich gerne bereit, diese Sätze zu belegen. Ich warne ihn aber, da dies für ihn recht unangenehm ausfallen könnte.

Der Film in der Nachkriegszeit

Mögen die Nurästheten sich auch dagegen wehren mit allen Mitteln, es ist und bleibt eine Tatsache, dass der Gehalt eines Filmes weit mehr als die Form für die Güte eines Streifens massgebend ist. Selbstverständlich kann man nur von einem wirklich guten Filme reden, wenn ein guter Gehalt auch in eine gute künstlerische Form gekleidet wird, aber wesentlicher ist, was gesagt wird, als wie es ausgedrückt wird.

Allen jenen, denen der Film mehr als nur ein Geschäft ist, stand schon seit langem die bange Frage vor der Seele, wie das geistige Gesicht des Films nach dem schrecklichen Völkermorden wohl aussehen werde. Christlich gesinnte Kreise durften mit Freude feststellen, dass wiederholt auch religiöses Gedankengut auf würdige Weise im Film zum Ausdruck kam. Werke wie die schwedischen «Das Himmelsspiel» und «Das Wort», die amerikanischen Filme «Das Lied von Bernadette» und «Schlüssel zum Königreich» haben den Beweis erbracht, dass es durchaus möglich ist, religiöses Gedankengut in grossaufgemachten Filmen so zu verwerten, dass es auch für die grosse Masse des Publikums zu einem seelischen Erlebnis wird.

Doch werden religiöse Filme in der grossen Produktion immer eine Ausnahme bleiben. Damit braucht nicht gesagt zu sein, dass die christlichen Wahrheiten nicht auf indirekte Weise in manchen erfreulichen Werken sich auswirken sollen und auch tatsächlich auswirken. Der Film erfüllt schon dadurch eine aufbauende, wertvolle Mission, dass er Menschen im täglichen Ringen in der rechten christlichen Perspektive zeigt. Die nachfolgenden Ausführungen machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie möchten nur auf einige Grundtendenzen im modernen Filmschaffen hinweisen.

*

Als vor zweieinhalb Jahren der Befehl «Ende Feuer» gegeben wurde, bot sich der amerikanischen Filmindustrie eine ungewöhnliche Chance. Sie allein sah sich, vom Kriege vollkommen unberührt, im Besitze märchenhafter technischer Mittel. Es musste bloss die Umstellung von der Produktion der sogenannten Kriegsfilme auf Friedensfilme vorgenommen werden. Tatsächlich haben die Amerikaner ihren Vorteil erkannt und quantitativ eine Unmenge von Filmen der verschiedensten Art auf den Markt gebracht. Quantitativ sind sie darum heute unbedingt führend. Doch haben sie sich ihre Arbeit allzu leicht vorgestellt und verfielen zum grössten Teil, was Gehalt und selbst künstlerische Formgebung betrifft, einer offensichtlichen Mittelmässigkeit und Oberflächlichkeit. Dieser Tatbestand ist in diesem Jahre 1947 auf den verschiedensten Filmbiennalen wieder mit aller Krassheit offenbar geworden. Die amerikanischen Filme haben, einige gut gelungene Werke ausgenommen, in Brüssel, Locarno, Cannes und anderswo eher enttäuscht.

Während die amerikanischen Werke in stets wachsendem Masse eher ihr Prestige einbüssen, hat im Gegenteil eine ganze Reihe von europäischen Ländern durch die hohe Qualität der geschaffenen Werke die wahren Filmfreunde überrascht. Allen voran marschiert gegenwärtig Italien, das vor allem auf dem Gebiete der sogenannten Widerstandsfilme ganz hervorragende Werke schuf. Man fühlt es geradezu heraus, dass hier nicht eine festgefahrene Routine, die sich auf die technischen Mittel und auf einen bekannten Darstellerstab stützen kann, am Werke ist, sondern ein geistiger und künstlerischer Gestaltungswille. Die Italiener haben mitten ins Leben hineingegrif-

fen und die Probleme, wie sie sich im Alltag immer wieder stellen, mutig und offen angepackt. Wir nennen hier nur einige Titel: «Un giorno nella vita», «Roma, città aperta», «Il bandito», «Païsa», «Sciuscià» und, «last not least», «Vivere in Pace».

Es ist nicht möglich, in einem kurzen Ueberblick auf alle diese Werke näher einzugehen. Es genüge, über die beiden letztgenannten Filme einige grundsätzliche Gedanken festzulegen. «Sciuscià» behandelt in ungeschminkter, menschlich warmer und darum sehr ansprechender und überzeugender Weise ein Problem, das sich heute in allen kriegsverwüsteten Ländern akut stellt: die Frage nach dem Schicksal der verwahrlosten Jugend. Der Film begnügt sich nicht damit, dem Zuschauer ein wahrheitsgetreues Dokument über die Zustände und die Verhältnisse, in denen ein Grossteil der italienischen Jugend heute leben muss, sowie die ganze Tragik des Schicksals aufzuzeigen; er gestaltet das ganze Problem in Form einer glaubhaften und bewegten Spielhandlung. Diesen Knaben und Mädchen ist der Handel auf dem schwarzen Markt mit all seinen Machenschaften und düsteren Verbrechen zur Selbstverständlichkeit geworden. Und dadurch wird der Film zu einer anschaulichen Bestätigung des Grundsatzes jeder Pädagogik, dass das Milieu, d. h. die Lebensbedingungen, in denen ein Mensch aufwächst, zu einem sehr grossen Teil verantwortlich ist für die Gesinnung dieses Menschen. Dabei zeigt sich, dass diese Buben und Mädchen durchaus nicht in ihren menschlichen Gefühlen verkommen sind, sondern dass echte Kameradschaft, Treue und Hilfsbereitschaft wesentliche Motive ihres Handelns geblieben sind. Ein Film also, den wir jedem, der mit ähnlichen Problemen sich praktisch zu befassen hat, zum Besuch wärmstens empfehlen können.

Weniger düster und aufwühlend und doch sehr anregend, weil menschlich echt und erlebt, ist der Film «Vivere in Pace». Das Internationale Katholische Filmbüro hat diesen Streifen infolge seiner hohen ethischen und künstlerischen Qualitäten anlässlich des IV. Internationalen Filmkongresses in Brüssel (Juni 1947) als den Film, «der am besten geeignet scheint, die Menschheit moralisch und geistig zu fördern», preisgekrönt. Er verdient diese Auszeichnung vollauf, denn es strömt eine herzliche, echte Menschlichkeit und christliche Liebe von ihm aus. Die Geschichte ist an sich sehr einfach und schlicht (sie beruht auf einer wahren Begebenheit) und hätte in den Händen eines Filmroutiniers wahrscheinlich einen sehr mittelmässigen und wenig überzeugenden Streifen abgegeben. Hier aber haben sich ein ausgezeichnete Drehbuchautor, ein vortrefflicher Regisseur und beste Darsteller zusammengefunden und ein abgerundetes, künstlerisch und menschlich erlebnisreiches Werk geschaffen.

Frankreich hat wie Italien grosse Anstrengungen unternommen, um auf dem Gebiet der Filmproduktion die Vorkriegsbedeutung wieder zu gewinnen. Seine Produktionsstätten sind zwar zum grossen Teil technisch veraltet, aber wenigstens nicht zerstört. Man konnte hoffen, dass die Leiden des Krieges und einer fünfjährigen Besetzung sich läuternd auf die Mentalität der Filmschaffenden auswirken und, in Abkehr gegen den frühern morbiden Geist der sogenannten realistischen Milieufilme, im neuen französischen Film eine optimistischere, aufbauende Tendenz sich durchsetzen würde. Die Erfahrungen haben leider diese Erwartungen Lügen gestraft. Es scheint den Franzosen nichts mehr am Herzen zu liegen als dort anzuknüpfen, wo sie 1940 standen, als

die deutschen Heere das Land überfluteten. Und auch hier bestätigen die Ausnahmen nur die Regel. Am meisten hat zu erbitterten Diskussionen Anlass gegeben der Film «Le diable au Corps» nach dem Roman von Radiguet. Es geht hier um eine hemmungslose, leidenschaftliche Liebesgeschichte eines Gymnasiasten mit der Braut und spätern Gattin eines Kriegsteilnehmers. Zynisch und ohne Rücksicht auf gute Sitte, gesunde Konvention und Pietät wird Ehebruch an Ehebruch gereiht. Mit einer Selbstverständlichkeit ohne gleichen preist der Film den Primat des Triebes über die Pflicht und über das Gewissen. Dadurch wird er zum Verkünder eines haltlosen moralischen Defaitismus und krassen Naturalismus.

«Le Diable au Corps» wurde von einzelnen katholischen Kritikern in Schutz genommen. Dadurch haben diese Befürworter den Bestrebungen um eine Gesundung der Volksmoral einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Ihre Argumente gehen von falschen Voraussetzungen aus, indem sie den Film gleichsam vom Schreibtisch aus, losgelöst von seiner Bestimmung, der grossen Masse des oft kritiklosen Publikums gezeigt zu werden, betrachten. Ihre Behauptung, das menschliche Leben dürfe und solle mit all seinen Licht- und Schattenseiten auf der Leinwand gezeigt werden, und ein Film sei erst dann als unmoralisch abzulehnen, wenn er verlogen die Wahrheit verfälsche, führt zu volkspädagogisch absolut unhaltbaren Konsequenzen. — Der Film «Diable au Corps» ist in der französischen Produktion leider keine Ausnahme; die darin zum Ausdruck gebrachte Gesinnung scheint im Gegenteil immer mehr überhand zu nehmen und den grössten Teil der neuesten Produktion von innen her zu vergiften. Es genüge die Aufzählung einiger Filmtitel: «Macadam», «Les Portes de la Nuit», «Panique», «Un revenant», usw. usw.

Die Tragik dieser Situation ist, dass die meisten dieser Filme mit grosser künstlerischer Sorgfalt gestaltet werden und auch wirtschaftlich rentieren. Ein Werk aber, das die Kinokasse füllt, ist und bleibt für die Herren Produzenten, Verleiher und Theaterbesitzer auf alle Fälle ein guter Film. —

Dass auch der Film bisweilen die Absicht seiner Schöpfer verraten kann, zeigt sich klar an der Aufnahme gewisser Streifen durch das deutsche Publikum. Diejenigen, die da meinten, es werde möglich sein, mittels der Leinwand das deutsche Volk umzuerochen zu demokratischem Denken, wurden Lügen gestraft. Die Grosszahl der deutschen Zuschauer will nicht mehr an die nahe Vergangenheit erinnert werden. Sie lehnt es ab, im Film auf seine Verantwortung immer wieder hingewiesen zu werden. Dafür nur zwei Beispiele. Der sicher ausgezeichnete und in keiner Weise gehässige Schweizerfilm die «Letzte Chance» hat an verschiedenen Orten heftigste negative Reaktion ausgelöst und führte u. a., z. B. in Hamburg, sogar zu Krawallszenen, indem ein Grossteil der Zuschauer mit dem Ausruf «Solchen Unsinn wollen wir nicht mehr sehen» den Saal verliess und die Schaukasten in Trümmer schlugen. Ähnliche Ablehnung erfuhr der ausgezeichnete deutsche Film «Die Mörder sind unter uns», in welchem ein heimkehrender Offizier gezeigt wird, der daran zerbricht, dass er es erleben muss, wie es gewissen Kriegsverbrechern gelingt, nun wiederum so zu leben, als ob nichts geschehen wäre.

Ein abschliessendes Urteil über die geistigen Strömungen im Nachkriegsfilm ist noch nicht möglich. Doch eines scheint bereits als sichere Erkenntnis aus allem hervorzugehen, die Tatsache, dass der Film in weitem Masse seine Chance, wirklich mitzuwirken am geistigen Wiederaufbau der Menschheit, bisher nur wenig, allzu wenig benützt hat.

Frankreichs Krisen als europäische Krisen

I.

Politisch gesehen hat Frankreich keine gute Presse. Seine steten Krisen in wirtschaftlicher, parlamentarischer und politischer Hinsicht, wie die Tatsache, dass dieses an sich reiche Land, zwei Jahre nach dem Krieg, tiefer im Elend ist denn je, geben jeder Art von Kritik breite Angriffsflächen. Hinzu kommt noch die nicht zu unterschätzende Grösse und Macht der kommunistischen Partei, deren unterirdischer Wühlarbeit man nicht Herr wird, die Gegenstellung der sogenannten Linksparteien hinsichtlich der Sammlung des Generals de Gaulle, mit dem eine Verständigung durch die Parteidoktrinen verhindert wird — kurz: Das Bild ist nicht schön.

Trotzdem kritisiert man meistens zu unrecht, besser gesagt: die Kritik trifft nicht den Kern der Dinge. Frankreich ist das Land, wo alle europäischen, ja alle Weltprobleme zuerst in ihrer vollen Klarheit, aber auch in ihrer vollen Tragik, sichtbar werden und wo versucht wird, sie geistig zu lösen, was nicht sagen will, dass dies immer ohne Revolution möglich war. Und warum ist dem so? Weil es das Land von Montaigne und Pascal ist: das Land, in dem Vernunft und der Glaube in ununterbrochener Diskussion sind. Wenn Lavissee sagte, Frankreich «est la nation la plus humaine», so muss dabei bemerkt werden, dass der französische Humanismus eine andere Wurzel hat, als z. B. der deutsche: er hat sich nie von seiner tiefsten Quelle — der christlichen — losgelöst; er blieb selbst beim Ungläubigen ein christlicher, während der deutsche Humanismus zu den «Müttern» stieg und immer mehr in einer allgemeinen Weltäuselei verflachte.

II.

Die Krisen, durch die heute Frankreich geht, sind sie nicht fast allen europäischen Staaten in mehr oder weniger hohem Grade eigen? Die Staatskrise? Ist sie nicht der allgemeine Ausdruck für eine Tatsache, die immer deutlicher zutage tritt: der Ueberbürdung des Staates mit Aufgaben, für die er nicht geschaffen wurde und denen er nicht gewachsen ist: die wirtschaftlichen? Dadurch, dass man den Staat immer mehr mit diesen seinem Wesen nach fremden Aufgaben belastet, entkleidet man ihn seiner vornehmsten Aufgabe: Schiedsrichter zu sein. Er wird Partei, und kein Staat, der Partei wurde, kann existieren ausser durch die Diktatur. Dieser aber gegenüber bäumt sich das in uns bewusst oder unbewusst lebende Freiheitsgefühl auf, und zwar nicht das irgendeiner «Freiheit», sondern der einzigen, die dessen Namens würdig ist: der durch das Christentum in uns hineingelegten Freiheit der Persönlichkeit, hinter der sofort die Gebote stehen mit ihrem «Du sollst...», mit anderen Worten, der aus der Freiheit geborenen Pflicht! Aus der Vernunft wurden die verschiedenen «ismen» geboren; sie zauberten uns eine Wirtschaft vor, die uns das Paradies auf Erden versprach; der Glaube aber zeigte uns die Realitäten auf Grund der Evangelien in ihrer ganzen tragischen und — himmlischen Grösse und legte sich wie ein Wall vor alle «...ismen». Oder glaubt man, es sei von ungefähr, dass sich überall heute die christlichen Parteien mit einer bisher nie gesehenen Macht erhoben? Vernunft und Glaube — sie stehen sich gegenüber und sie werden es solange bleiben, bis ein neuer hl. Thomas v. Aquin die

Wahrheit, die auch in der Vernunft liegt, aus dem Wust von Illusionen herauslöste und sie dem christlichen Erbgut einverleibte.

III.

Die Parlamentskrise? Woher kommt sie, als durch die Unterschiebung einer Macht, die den politischen Parteien nicht zukommt? Heute haben in Frankreich — und auch anderswo — die Parteien die Exekutive ins Schlepptau genommen. Kein Minister kann eine wesentliche Entscheidung treffen, ohne vorher dafür das Placet seiner Partei zu erhalten. Sie entwirft sein Programm, sie sagt ihm, was er zu tun und zu lassen habe, sie setzt ihn ab oder — wenn er nicht folgt — stösst ihn aus der Partei aus. Dadurch wird jede eigene Initiative lahmgelegt; statt zu regieren, unterhandelt er, und da in den Antichambres der Minister eine Delegation von «Interessanten» der andern folgt, unterhandelt er solange, bis die Zeit zum Regieren verbraucht ist. Man sage nicht, dass das nur in Frankreich so sei; es ist dort nur am sichtbarsten, weil Frankreich stets ein Vorläufer ist — im Guten wie im weniger Guten. Man braucht kein Reaktionär zu sein, wenn man, wie es General de Gaulle will, zur alten klassischen Regel zurückkehrt, die bedingt, dass die Exekutive und die Legislative streng voneinander getrennt sein müssen, soll überhaupt regiert werden können.

Wir sprechen heute von «Massenparteien». Eine zahlmässig grosse Partei braucht noch längst keine Massenpartei zu sein. Sie muss es aber heute werden, weil man den Staat mit allen Aufgaben belastet, die früher ausserhalb seines Rahmens gelöst wurden und wo er nur in Einzelfällen die Rolle des Schiedsrichters zwischen divergierenden Interessen zu übernehmen hatte. Dadurch wird der Staat ein unförmiges Monstrum; die von ihm betreute Gesellschaft verliert jede Gliederung, wodurch die Masse geboren wird. Wird aber das Individuum «vermasset», dann hört nicht nur die Freiheit auf, nicht nur das persönliche Gewissen wird dann schwächer und schwächer, sondern dann tritt an die Stelle des Rechts die Macht. Die modernen politischen Massenparteien sind heute Machtinstrumente geworden, als solche haben sie den Parlamentarismus und damit die Demokratie entstellt und sich dort zu Herrschern aufgeworfen, wo sie nur Diener zu sein haben. Nicht von ungefähr ist die Spaltung in dem M. R. P., der christlichen grossen Partei Frankreichs, am schärfsten abgezeichnet: das christliche Erbgut macht sich hörbar — selbst in manchen sozialistischen Kreisen — und die freie Persönlichkeit eines Generals de Gaulle hat auf diese Menschen eine stärkere Anziehungskraft also noch so schöne Parteiparolen.

Eine innerprotestantische Auseinandersetzung

Am kürzlich abgehaltenen Kirchentag der Gemeinden des Bezirkes Andelfingen im Kt. Zürich wurde traditionsgemäss ein liturgischer Gottesdienst gehalten. Dabei wurde «Unser Vater» sowie das «Apostolische Glaubensbekenntnis» von der versammelten Gemeinde laut gesprochen. Im «Schweizerischen Reformierten Volksblatt für freies Christentum» veröffentlichte daraufhin G. Schmid einen Artikel, in dem er Stellung gegen solche gemeinsam gesprochenen Gebete und Bekenntnisse bezog. Wenn er dabei zunächst die Ansicht vertritt, es handle sich um eine «Aenderung des Gottesdienstes, die viele Gemeindeglieder als katholisierend empfinden», und dass «diese Neuerung den liturgischen Weisungen der Gesamtkirche widerspreche», also «eine Verletzung der Kirchenverfassung» statfinde, so ist das eine formale Frage, die uns als Katholiken nicht berührt, wenn-

IV.

Selbst die Wirtschaftskrise ist nicht allein durch das Elend des Krieges und der Nachkriegszeit bedingt. Sie ist zu einem erheblichen Grade die unmittelbare Folge des Machtwillens der Parteien. Da dieser Machtwille verschiedenen und oft feindlichen Doktrinen folgt, über die, wenn Not an Mann ist, Brücken aus lauter Illusionen zusammengesetzt, gebaut werden, müssen auch die jeweiligen Wirtschaftsplanungen illusorisch bleiben. Ein Minister «dirigiert» die Wirtschaft — wie wenn sich ein ewig fliessender Strom dirigieren liesse! —, ein anderer versucht diesen Dirigismus zu mildern, ein dritter will im Grunde genommen überhaupt nichts von ihm wissen, und das Resultat ist die Lähmung jeden konstruktiven, aufbauenden Willens. Die Arbeiter kommen mit ihrem Lohn bei den stets steigenden Preisen nicht aus: also zwingt man den «Staat» beziehungsweise die Regierung, ihn zu erhöhen; die Industriellen können diese neuen Lasten nicht tragen, also verlangen und erhalten sie eine Preiserhöhung und da diese Schraube kein Ende findet, wird der Wert des Geldes immer weniger, was jeden, der noch über Sachwerte verfügt, veranlasst, sie — liegen zu lassen. Wenn, wie durch ein Wunder, morgen das Vertrauen wieder hergestellt werden könnte, würde man sehen, dass das Elend und die Not lange nicht die Ausmasse nehmen würden, die jetzt erschreckend vor dem französischen Volk stehen. Aber auch hier, wie überall, ist das Vertrauen ein Ausfluss des Gewissens und das Gewissen wiederum ist eine individuelle Eigenschaft, die der «Masse» unbekannt ist. Ob man will oder nicht: auch die Wirtschaft wird von immanenten Gesetzen geleitet; wer sie um einer Parteidoktrin willen verletzt, gräbt sich seine eigene Grube.

V.

Es gibt kaum eine grosse Nation, die so durchchristianisiert ist, wie die französische. Es gibt aber auch kaum eine, die so durchintellektualisiert ist wie sie. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich ihr Leben und der revolutionäre Geist dieses an sich so konservativen Volkes entzündet sich nur dann, wenn «les extrêmes se touchent». Vor dieser Gefahr steht das französische Volk erneut. Sicher ist eines: von der Vernunft aus allein kann die Situation heute nicht mehr geregelt werden. Der Glaube, er wird entscheidend sein. Der Glaube an die überlieferten Werte: der freien Persönlichkeit, der Freiheit in der Pflicht, der Glaube an die Stimmen der Toten, die im Senat bisher Sitz und Stimme hatten.

gleich die offizielle Stellungnahme der protestantischen Landeskirche zu diesem Vorwurf uns sehr interessieren würde.

Es sind zwei andere Fragen, die Schmid mit seiner Kritik aufwirft, die uns schon stärker aufhorchen lassen. Er klagt nämlich die Bezirkskirchenpflege an, sie «vergewaltige damit die Glieder der Kirche in ihrem Gewissen», und wirft ihr Intoleranz vor, um sich dann schliesslich gegen den Inhalt des «Apostolikums» selbst zu wenden: «Wir wehren uns aus biblischen Gründen, das Apostolikum als verpflichtendes Bekenntnis aufzustellen, da dieses Bekenntnis in einer Reihe von Sätzen dem Evangelium Jesu widerspricht und wesentliche Gedanken der biblischen Botschaft vermissen lässt.» «Wir halten dafür, dass eine Verpflichtung auf das „Apostolikum“ ein Verstoß gegen Wahrheit und Wahrhaftig-

keit bedeutet... Uns würde nur schon interessieren, ob alle angeblich auf dem Boden des ‚Apostolikum‘ stehenden Pfarrer ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit den Satz von der Höllenfahrt Christi bekennen dürfen.»

Die Antwort auf diese Anklagen ist nicht ausgeblieben. Zunächst war es die Bezirkskirchenpflege Andelfingen selbst, die diese Anwürfe zurückwies, dann griff Pfarrer H. Grossmann (Zürich) in *«Der Kirchenfreund»* (*«Blätter für biblisches Bekennen in der Kirche»*), am 15. November 1947 in diese Diskussion ein. Es dürfte auch unsere Leser interessieren, wie *«bekenkende Reformierte»* solche Fragen betrachten.

1. Die Frage der *«Vergewaltigung der Gewissen»*

In der Antwort der Kirchenpflege wird zunächst darauf verwiesen, dass beim gemeinsamen Sprechen des Glaubensbekenntnisses nicht der geringste Zwang ausgeübt wurde: *«Wer es nicht mitsprechen wollte, konnte es ruhig bleiben lassen, es sind ihm deswegen nicht die leisesten Schwierigkeiten bereitet worden.»* Noch überzeugender betont die Kirchenpflege sodann: *«Zur Glaubens- und Gewissensfreiheit gehört jedoch nicht nur, dass niemand zu einem Bekenntnis gezwungen werden darf, sondern es gehört ebenso auch dazu, und das muss mit allem Nachdruck betont werden, dass niemand am Bekennen gehindert werden darf. Wer eine bekenntnis-mutige Gemeinde am Bekennen hindern will, oder sie deswegen kritisiert, lässt sich einen groben Verstoss gegen die christliche Freude und Freiheit zu schulden kommen, er vergewaltigt die Gewissen und verletzt die kirchliche Verfassung... G. Schmid hat sich nun mit seinem Artikel der Intoleranz schuldig gemacht und die Glaubens- und Gewissensfreiheit angetastet.»*

Damit scheint uns die Kirchenpflege nicht nur den Stoss pariert zu haben, sondern ein durchaus wesentliches Wort zum Kapitel der Toleranz gesagt zu haben. Es wird deutlich, dass richtig verstandene Freiheit nicht immer nur eine Freiheit von sein darf, sondern eine Freiheit zu sein muss. Gerade als Katholiken haben wir das grösste Interesse daran, dass endlich das christlich sehr tiefe Wort von der Toleranz nicht zum Schlagwort erniedrigt werde, mit dem man die Freiheit der Kirche erschlägt. Toleranz ist nicht etwas Schwächliches, wurzelt nicht in der Unsicherheit und im Zweifel an der Richtigkeit der eigenen Ueberzeugung, sondern wächst aus dem überlegenen Wissen um den weiten Weg zur Wahrheit und in der echt christlich verstandenen Liebe. Wir denken jetzt vor allem auch an die Schulfrage. Der Grundsatz der Toleranz gilt ja auch in der allgemeinen Volks- und Staatsschule. Aber immer wieder muss man konstatieren, dass die Glaubens- und Gewissensfreiheit rein negativ verstanden wird. Es soll nichts gesagt werden von Gott, Christus und der Kirche, die *«Ungläubigen»* könnten sich sonst *«vergewaltigt»* fühlen, aber naturalistische und materialistische Meinungen können dank der gleichen Glaubens- und Gewissensfreiheit bedenkenlos vorgetragen werden. Auf diesen äusserst wunden Punkt muss endlich einmal der Finger gelegt werden. Muss es nicht nachdenklich stimmen, wenn in der Diskussion um den Zweckparagrafen der Zürcher Volksschule ein hohes Mitglied der Schulbehörde erklärt: *«Die Staatsschule habe neutral zu sein und könne daher die Erziehung der Jugend zum Christenglauben nicht übernehmen. Es stelle sich die Frage, ob ein ausdrücklicher Hinweis auf die ‚christliche Grundlage‘ unserer Volksschule nicht den konfessionellen Artikeln der Bundesverfassung widersprechen würde»* (vgl. *«NZZ»*, 7. 6. 1944, Nr. 967). Oder wenn ein anderer prominenter Erziehungsrat ganz ähnlich behauptet: *«Man hat den Wunsch religiöser Kreise, das Gesetz auf eine christliche Grundlage zu stellen, nicht berücksichtigt, weil man fand, dass dies nicht mit der Glaubens- und Gewissensfreiheit vereinbar sei»* (*«NZZ»*, 13. 10. 1946, Nr. 1838). Die gleichen Behörden vereinen es aber sehr skrupellos mit der Glaubens- und Gewissensfreiheit, diesen religiösen Kreisen die Steuergelder für die *«neutrale»* Schule abzunehmen, und mit der gleichen *«Toleranz»* jegliche Subvention für konfessionelle Privatschulen abzulehnen! Und das Ganze heisst dann noch *«Volksschule»*! Solch einseitige *«Toleranz»* muss mehr als bloss peinlich berühren! Wir meinen, in einem christlichen Volke sei die Freiheit nicht bloss für die Glaubenslosen da, sondern auch für die Gläubigen.

2. Die Frage des *«Apostolikum»* selbst

Mit Recht verwahrt sich Pfarrer Grossmann vorerst gegen die Verdächtigung der Unwahrhaftigkeit jener, die das *«Apostolikum»* beten, und meint, solch ungehörige Bemerkungen sollten allmählich aus dem Waffenrepertoire des religiösen Freisinns verschwinden. Dann wendet er sich dem allgemeinen Vorwurf zu, dieses Bekenntnis *«widerspreche in einer Reihe von Sätzen dem Evangelium»*: *«Wir kennen die Bibel auch. G. Schmid hätte gut daran getan, hinter ‚Evangelium‘ einzufügen: ‚wie ich es verstehe.‘»* Pfarrer Grossmann selber distanziert sich von diesem atomistischen Subjektivismus: *«Wir, die wir mit innerer Zustimmung das Apostolikum im Gottesdienst bekennen, halten um seines ökumenischen Charakters willen, der uns durch die Reformatoren hindurch mit der alten Kirche, und über Konfessionsgrenzen hinaus mit Schwesterkirchen verbindet, an diesem gesamtchristlichen Credo fest als einem gemeinsamen Symbol und Banner.»* Hätte er nicht gut daran getan, auch einen tiefen inneren Grund für dieses Festhalten anzugeben, etwa, dass man wohl nicht erst im 20. Jahrhundert anfangs, das Evangelium richtig zu verstehen, nachdem Christus seinen Jüngern eigens den Hl. Geist versprochen hatte, der sie *«in alle Wahrheit einführen sollte»*?

In bezug auf die *«Höllenfahrt Christi»* weist Pfarrer Grossmann auf die alte theologische Deutung hin, auf den genau übersetzten Wortlaut der Zürcher Liturgie *«hinabgefahren ins Totenreich»*, und meint dann lakonisch: *«Was G. Schmid unter ‚Verletzung des Wortsinns‘ versteht, muss er uns wirklich zuerst erklären. Dass wir, ohne selber die Bibel und frühere Ausleger zu Rate zu ziehen, uns von den Freisinnigen einen möglichst massiven und primitiven sog. Wortsinn als verbindlich müssten vorschreiben lassen, lehnen wir ab.»* Tatsächlich hat G. Schmid mit diesem Beispiel gerade verraten, wie es um seine Kompetenz in Fragen des Glaubensbekenntnisses und der Hl. Schrift bestellt ist. Er scheint sich um den Sinn von Schriftsätzen wie 1. Petr. 3, 19; Phil. 2, 10 (*«Dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind»*) bisher wenig bekümmert zu haben. Jedes katholische Kind hört im Religionsunterricht, dass *«Hölle»* hier den Ort bezeichnet, in dem die Seelen der Guten vor der Ankunft Christi Aufnahme fanden und auf ihre Erlösung durch Christus warteten. Die liberale Kritik hat blindwütig allzu gründliche Arbeit geleistet und damit verraten, wes Geistes Kind sie ist. Aber man mag bei solchen Erwägungen erst ermassen, wieviel christlicher Glaube noch lebendig verfügbar ist, was unter der Etikette *«christlich»* alles verkündet werden kann.

Abschliessend wollen wir uns noch auf die recht verschiedene Form der Auseinandersetzung, wie sie von den beiden Seiten angewandt wurde, verweisen. Während nämlich die Kirchenpflege und Pfarrer Grossmann in wohlthuend sachlicher Nüchternheit schreiben, bedient sich G. Schmid bekannter journalistischer Floskeln, die nur noch auf naive Gemüter Eindruck machen. Er meint z. B. festhalten zu müssen, *«mit welchen Methoden unter Umständen Theologen imstande sind, aus weiss schwarz zu machen»*, er schreibt von jenen *«theologischen Sprüngen»*, die man allmählich aus der Literatur der Kirchenfeinde zur Genüge kennt, und verdächtigt seine Gegner der Heuchelei, der Unwahrhaftigkeit und gar des Verstosses gegen die Liebe. Nun, wir kennen auch als Katholiken diese Töne. Sie klingen falsch und hohl und verraten nicht so sehr echte Besorgnis für's Christentum, als eine billige Spekulation auf oberflächliche Zeitungsleser.

Ex urbe et orbe

Die Blicke der Weltöffentlichkeit richten sich gegenwärtig auf die Aussenministerkonferenz in London. Werden die Hoffnungen einer des Wartens und Sorgens müden Menschheit auch diesmal wieder enttäuscht werden? Die Probleme, die gelöst werden sollten, sind die alten geblieben, nur dass der Weg der Lösung seit dem letzten Treffen der Verantwortlichen nicht leichter oder kürzer geworden ist, erhöht die Intensität der Spannung und Besorgnis. Aber ist es nicht schon ein Lichtblick, wenn der Ernst der Situation und die Grösse der Gefahr klar erkannt werden? Wenn falsche Hoffnungen und Illusionen aufgegeben, und die Probleme aus einer grösseren Tiefe gesehen und angepackt werden? Die letzten Wochen haben tatsächlich in dieser Richtung einen Schritt vorangeführt. Wir denken an den Meinungsaustausch zwischen Papst Pius XII. und Präsident Truman. Die «Civiltà Cattolica» (Nr. 2334) weist auf die weitgehende Uebereinstimmung dieser beiden Exponenten einer geistigen und einer politischen Grossmacht in der Beurteilung der Lage und der notwendigen Heilmittel hin. Der Gedankengang dürfte auch unsere Leser interessieren.

1. Die Uebereinstimmung in der Beurteilung der Situation

Präsident Truman gibt sich keiner Täuschung über die wahre Lage der heutigen internationalen Politik hin. Er erklärt deutlich: «Die Aufgaben, die heute vor uns stehen, sind erschreckend gross. Die Bedingungen, unter denen wir den schweren Aufgaben der Neuordnung der Nachkriegszeit und den neuen, noch nicht gelösten Fragen, entgegengehen müssen, sind vielfach von entmutigenden Erscheinungen begleitet.» Unter diesen Erscheinungen versteht Truman nicht bloss die von Tag zu Tag sich verschlechternden Beziehungen unter den Grossstaaten, sondern die innerste Vergiftung dieser Beziehungen durch eine Politik blosser Gewaltmethoden: «Die Hoffnungen und die Ideale der Menschheit sind schon oft zum Spielball der rohen Gewalt geworden. Sie werden heute aufs neue der Gefahr ausgesetzt, durch jede Trennung der sittlichen Mächte der Welt, und durch jede Weigerung, die Hoffnungen und Ideale der ganzen Menschheit zu unterstützen und zu verstärken.»

Decken sich solche Sätze nicht manchmal fast wörtlich mit den Mahnungen des Papstes Pius XII., die dieser mit grösstem Nachdrucke schon während des Krieges der Welt ins Gedächtnis rief? Allein die siegreichen Nationen, die diese klaren, durch Geschichte und Erfahrung bestätigten Grundsätze des Papstes — aus Propagandazwecken — laut applaudiert hatten, vergassen diese, als die Zeit ihrer Verwirklichung gekommen war. Sie spielten auf dem internationalen Schachbrett die gleiche morallose Politik weiter, die nur den Zweck verfolgt, aus dem Siege den grösstmöglichen Nutzen für sich selbst zu schlagen und die hegemonistischen Gelüste in Europa und in der Welt zu sichern.

Truman wendet sich ab von der utilitaristischen Politik, die bisher getrieben wurde und bekennt sich zu den Grundforderungen, die Pius XII. schon im Dezember 1942 aufgestellt hatte, als er nicht nur die Christen, «die in Christus ihren Erlöser anerkennen und anbeten, sondern auch alle jene, die nur durch das Band des Glaubens an Gott mit der Kirche vereint sind», aufforderte, ihre Kräfte zu einem gemeinsamen Kreuzzuge im Dienste der Befriedung der Welt zu stellen. Wie ein ungebrochenes Echo dieser päpstlichen Botschaft klingt heute der Wunsch Trumans, «mit allen Menschen, die guten Willens sind, zusammenzuarbeiten, um den Krieg und seine Ursachen von der Erde zu verbannen, deren Schöpfer wünscht, dass die Menschen aller Breitengrade in Frieden, gutem Willen und gegenseitigem Vertrauen miteinander leben». Diese Uebereinstimmung des Präsidenten der USA mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche ist zweifelsohne ein Hoffnungsstrahl im Dunkel unserer Zeit. Falls sich die Reihen aller geistigen, moralischen Mächte der Welt wirklich schliessen lassen, so läge ein gemeinsames Arbeitsprogramm vor.

2. Die Uebereinstimmung im konkreten Programm

Es gilt der Hierarchie der höchsten Werte, die auch heute noch einem Grossteil der zivilisierten Völker heilig und teuer sind, die gebührende Achtung in der Reform der heutigen internationalen Politik wieder zu verschaffen. An erster Stelle steht

der Glaube an Gott. Hatte nicht Pius XII. in seiner Radiobotschaft vom September 1943, anlässlich des vierten Jahrestages des Kriegausbruches, erklärt: «Das grosse Werk einer wirklichen Neuordnung der Völker ist nicht möglich, ohne dass wir unsern Blick auf Gott gerichtet halten, der Lenker und Leiter der Geschicke der Welt, Urquell, Hort, Masstab jeglicher Gerechtigkeit und jeden Rechtes ist»? Heute aber erklärt der Präsident der Vereinigten Staaten fast wörtlich dasselbe, «dass heute das grösste Anliegen, die Grundlage aller andern, die Wiedergeburt des Glaubens ist. Ich suche eine Erneuerung des Glaubens an die Würde und den Wert der menschlichen Person in jedem Lande zu erwecken, mit dem Zwecke, dass die geheiligten Rechte des Einzelnen, die wesentlich von seinen Beziehungen zu Gott und dem Nächsten sich herleiten, allüberall geachtet werden». Ja, Truman ist «fest davon überzeugt, dass jene, die ihre Verantwortlichkeit gegenüber dem Allerhöchsten nicht anerkennen, unfähig sind, ihre Pflicht gegenüber dem Nächsten voll zu erfüllen... in der steten Erinnerung, dass wenn Gott das Haus nicht baut, die Bauleute umsonst arbeiten».

Den zweiten Platz in der geistigen Werthierarchie nimmt die menschliche Person ein. Sie besitzt unveräusserliche Rechte, die dem Menschen kraft seiner Stellung zum Allmächtigen zukommen, und naturgemäss in der Würde eines vernunftbegabten Wesens wurzeln. Wenn in den soeben zitierten Sätzen Trumans die Rede ist von der «Würde und dem Wert der menschlichen Person», von «den geheiligten Rechten des Einzelnen», so bekennt sich Truman offen und bewusst zu dieser Grundwahrheit, die in den nordamerikanischen Staaten stets als solche anerkannt wurde.

In ebenso unmissverständlicher Weise hatte Pius XII. anlässlich des 50. Jahrestages von «Rerum Novarum» (1. Juni 1941) den Primat der menschlichen Person und die Unantastbarkeit ihrer natürlichen Rechte gefordert. Ja, er sah darin gerade die Hauptaufgabe jeder staatlichen Gewalt, «die unantastbaren Rechte der menschlichen Person zu schützen und ihr die Erfüllung ihrer Pflichten zu ermöglichen». Deshalb macht sich der gleiche Papst in einer andern Botschaft vom 24. Dezember 1941 zum Verfechter der Rechte der Minderheiten, indem er klar sagt, «dass in einer Neuordnung, die sich auf den Prinzipien der Moral gründet, kein Platz ist für offene oder verkappte Unterdrückung der kulturellen oder sprachlichen Eigenarten nationaler Minderheiten, noch für die Ausschaltung oder Einschränkung ihrer wirtschaftlichen Potenz, noch für die Hinderung oder Vernichtung ihrer natürlichen Fruchtbarkeit». Diese Menschenrechte stehen über dem positiven Gesetz. Nachdem aber der hohe Begriff der menschlichen Person verloren gegangen und der Mensch zu einem Instrument des Kollektivismus geworden ist, führt die Politik zur Unterdrückung, zum Polizeistaat, worin der Mensch zum Spielball von seinesgleichen wird.

Aus dem absoluten Primat Gottes und dem relativen Primat der Person ergibt sich die Stellung von Staat und Volksgemeinschaft. Truman hebt diese nicht ausdrücklich hervor. Der Papst erwähnt sie jedoch in seiner Antwort an Truman: «Die menschliche Gesellschaft», so schreibt er, «ist ebenfalls göttlichen Ursprungs und ist eine Forderung der Natur selbst. Aber sie kommt im Range nach dem Menschen und muss dem Menschen als Mittel zu Diensten sein, ihm zu helfen in der rechtmässigen Ausübung der ihm von Gott verliehenen Rechte. Diese Ordnung umzustürzen», fügt er bei, «kommt einem Umstürzen der göttlichen Ordnung gleich, und heisst den Menschen zum Sklaven machen, zu einem Handelsartikel, dessen sich eine Partei, die zufällig am Ruder ist, zu selbstsüchtigen Zwecken bedient», mit dem unvermeidlichen Resultate, wie die Geschichte zeigt, der Zerrüttung der Ordnung, die als letzte fatale Folge zum Kriege führt.

Truman zeigt sich jedoch in seiner Botschaft an den Hl. Vater durch die Anerkennung fundamentaler Grundsätze nicht nur als Verfechter des päpstlichen Programms zur geistigen und materiellen Neuordnung der Welt, er bekundet darin auch das unerschütterliche Vertrauen in die lebenspendende Kraft dieses christlichen Glaubens: «Dieser Glaube führt zur Hoffnung, zur Ausdauer, zum Vertrauen auf Wahrheit und aufs Gute und zum Ertragen der Anstrengungen, um jene Art von Frieden und Wohlfahrt zu begründen, die der schlichte Mann in jedem Lande sucht und die schliesslich unter den Nationen obliegen wird. Mittels dieses Glaubens werden die Pläne Gottes im Herzen und in den Handlungen des Menschen verwirklicht.»